

Das Porträt muss größer

Vor 100 Jahren, am 8. und 9. November 1923, griff Adolf Hitler bei einem Umsturzversuch

in München zum ersten Mal nach der Macht. Ein demokratiefeindliches Klima hatte den Boden bereitet, der Antisemitismus war stark, Waffen waren gehortet worden



SA-Truppen aus dem Umland kommen vor dem Bürgerbräukeller in München während des sogenannten Hitler-Putsches an
Foto: dpa

Von Julian Weber

Eigentlich war für den Führer nur eine Nebenrolle vorgesehen. Denn das, was in die Geschichtsbücher als „Hitlerputsch“ einging, war weder allein und zuerst von Hitler geplant worden, noch sollte der Umsturzversuch auf München und Bayern beschränkt bleiben. Mit dem, was am 8. November 1923 in München nach einer Bierkellerrede begann und am 9. November nach einem Marsch in einem Feuergefecht mit 20 Toten vor der Feldherrnhalle endete, kam Hitler den anderen Verrätern nur zuvor.

Ein „Marsch auf Berlin“ nach Vorbild des faschistischen italienischen Diktators Benito Mussolini, der 1922 von Südtirol aus nach Rom marschiert war, schwebte rechtsgerichteten Kreisen auch außerhalb Bayerns vor. Manche sprachen auch von einer „Angora-Lösung“, nach Vorbild Atatürks, der im April 1920 von Angora (dem heutigen Ankara) aus das damals in Istanbul ansässige türkische Parlament stürzen wollte. In Bayern wurde mobil gemacht gegen das „jüdische und marxistische Sündenbabel“ Berlin, die Reichshauptstadt, in der der „Versailler Schmachfrieden“ von den „Novemberverbrechern“ umgesetzt wurde, so die Diktation der Ultra-rechten. Mit Verschwörungstheorien formten sie aus den Bemühungen der Republik, als Teil des Friedensabkommens von 1918 den Reparationszahlungen an die Alliierten nachzukommen, freche Lügen.

Hitlers prominentester Mitverschwörer am 8. November 1923, General Erich Ludendorff, gehörte bis 1918 zur Obersten Heeresleitung und war mitverantwortlich für die deutsche Kriegsführung im Ersten Weltkrieg. Statt dafür Verantwortung zu tragen, setzte Ludendorff die Dolchstoßlegende in die Welt, wonach jüdische und sozialdemokratische Kreise dem „unbesiegt“ deutschen Heer im November 1918 mit den Versailler Friedensverhandlungen in den Rücken gefallen seien.

In Bayern nährte Gustav Ritter von Kahr diese Lüge und

wirkte als Ministerpräsident aktiv mit an der Schaffung eines demokratiefeindlichen Klimas. Der Königstreue hatte bereits im September 1923 konkrete Pläne, die Reichsregierung von Stresemann in Berlin zu stürzen, und konnte sich auf namhafte Mitverschwörer in Militär und Wirtschaft verlassen. Am Abend des 8. November hielt von Kahr im Bürgerbräukeller die Rede „Vom Volk zur Nation“, bis Hitler, mit einer Pistole herumfuchtelnd, mit seinen Leuten den Saal stürmte und ihm das Zepter für 24 Stunden entriss. Die SA hatte bereits an jenem Abend jüdische Münchner in einem Nebenraum des Bürgerbräukellers eingesperrt und zusammengeschlagen, am nächsten Tag traf es SPD-Bürgermeister Eduard Schmid und weitere linke Münchner:innen.

Als Ministerpräsident (von 1920–1921) entwickelte von Kahr Bayern im Eiltempo zur „Ordnungszelle“. Mit diktatorischen Maßnahmen behielt er

„Oberbayern wurde in ein Waffenlager verwandelt“, so der Historiker Wolfgang Niess

den nach der Räterepublik verkündeten Ausnahmezustand bei. So orchestrierte er 1920 eine Kampagne gegen „Ostjuden“ und ließ Hunderte von ihnen aus Bayern ausweisen. Juden, die während der Münchner Räterepublik wichtige Positionen erlangt hatten, waren von Kahr und der gesamten Rechten verhasst: Weder passte ihnen die pazifistische Gesinnung der Räte noch deren Eingeständnis der deutschen Kriegsschuld.

Nach der brutalen Niederschlagung der Münchner Räterepublik im Mai 1919 wurden diejenigen, die unter den Linken an die 2.000 Menschen massakriert hatten, von der Justiz nicht zur Verantwortung gezogen. Die Freikorps lösten sich nur zum

Schein auf. Um der im Versailler Friedensvertrag festgeschriebenen Demilitarisierung zu entgehen, deklarierten sie sich um zu vaterländischen Vereinen, gaben zur Tarnung wenige Gewehre ab und schlossen sich unter Duldung von Polizei mit völkischen Ideologen zu einem Staat im Staate zusammen. Antisemitische Hetze und Straßenterror waren von Anfang an Teil der Bewegung. „Oberbayern wurde [...] in ein Waffenlager verwandelt“, schreibt der Historiker Wolfgang Niess in seinem Buch „Der Hitlerputsch 1923“ (C. H. Beck, München 2023). Geheime Arsenale wurden auf adeligen Landsitzen, in Einödhöfen und Klöstern angelegt.

Politisch ging die bayerische Regierung auf separatistischen Konfrontationskurs mit Berlin, egal ob in der Steuerpolitik oder bei der Demilitarisierung, die noch auf tönernen Füßen stehende demokratische Grundordnung der Weimarer Republik wurde bekämpft. Dabei gelang es der Berliner Regierung, der zu jener Zeit grassierenden Inflation mit einer Reihe von Maßnahmen entgegenzuwirken. Doch die gehorteten Waffen der Rechten kamen bald zum Einsatz: Etwa am 26. August 1921, als der ehemalige Reichsfinanzminister Matthias Erzberger im Schwarzwald ermordet wurde.

Die Spur von Erzbergers Mördern führte nach München, wo der ehemalige Reichswehroffizier Hermann Ehrhardt aus seinem Freikorps die Organisation Consul (OC) geformt hatte. Nicht nur Politiker, auch die bayerische Bevölkerung wurde von Fememorden eingeschüchtert, gefährdet waren etwa Frauen und Männer, die von den Waffenlagern wussten. Die OC war „nach heutigem Rechtsverständnis [...] eine terroristische Vereinigung, die aus nationalistischen Motiven schwerste Verbrechen verübte“, schreibt Wolfgang Niess. Die Täter für den Mord an Erzberger wurden zwar ermittelt, aber die Münchner Polizei verhalf ihnen aktiv zur Flucht nach Ungarn.

Der mittellose Postkartenmaler Adolf Hitler war bereits 1913 von Wien nach München über-



Paula Schlier (1899–1977) schrieb über die Stimmung vor dem Hitlerputsch Foto: Forschungsinstitut Brenner-Archiv

gesiedelt. Es ist nicht bekannt, wie er es schaffte, sich im Ersten Weltkrieg bei dem bayerischen Militär anzudienen. Nach Kriegsende konnte Hitler beim Militär bleiben und wurde 1919 V-Mann, der ausspionieren sollte, ob es unter bayerischen Soldaten noch Revolutionäre gab. Im Zuge dieser Arbeit absolvierte Hitler Rednerkurse an der Münchener Universität und kam in Kontakt mit dem national-konservativen Historiker Karl Alexander von Müller.

München war schon vor 1914 eine Hochburg von Antisemiten und völkischen Ideologen. Hitler setzte sich in diesem in den 1920ern blühenden Milieu nun fest und trat in die DAP ein, eine rechtsradikale Kleinpartei, die er als V-Mann zunächst observierte. Bald findet Hitler Gönner:innen in höchsten Kreisen, etwa in Helene Bechstein, Gattin des Klavierfabrikanten Edwin Bechstein. Von Müller charakterisierte Hitler als kuriose Erscheinung: „Durch die offene Tür sah man, wie er [...] die Gastgeberin fast unterwürfig höflich begrüßte, wie er Reitpeitsche, Velourhut und Trenchcoat ablegte, schließlich einen Gürtel mit Revolver abschnallte. Das [...] erinnerte an Karl May.“

Auch der Schriftstellerin Paula Schlier ist Hitler in jener Zeit begegnet. Schlier, die aus Ingolstadt stammte und durch ihre ältere Schwester, eine Klassenkameradin von Marieluise

Fleißer, zur Pazifistin wurde, veröffentlichte 1926 den neu-sachlichen und von heute aus feministisch zu lesenden Coming-of-Age-Roman „Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit“. Ein Kapitel des autobiografisch inspirierten Werks dreht sich um eine Stenotypistin, die in den Monaten vor dem Hitlerputsch in der Redaktion des NSDAP-Parteiorgans „Völkischer Beobachter“ arbeitet und darüber Tagebuch führt. Chefredakteur Dietrich Eckart diktiert der Protagonistin im Brüllton: „Adolf Hitler – gesperrt schreiben: Hitler! – wird sprechen in vierzehn großen Massenversammlungen über den Verrat, nein, schreiben Sie, den schändlichen, nein noch einmal, den verruchten, schändlichen Verrat – gesperrt schreiben.“ Wenig später schaut Hitler – im gelben Gummimantel – selbst in der Redaktion vorbei und verlangt, sein Porträtfoto müsse vergrößert werden. Er „brüllt, noch lauter als E. [...] mit Gebärden, als wolle er den ganzen Raum durchfegen.“

Alles Cholerische half nicht, Hitlers dilettantisch durchgeführter Putschversuch im November 1923 scheiterte kläglich. Nach Verbüßung seiner Haftstrafe hätte er nach Österreich abgeschoben werden müssen. Das unterließ die bayerische Justiz, wie auch ihr Prozess gegen Hitler und die anderen Hochverräter im Jahr darauf zur Farce geriet. Von Kahr und andere Rechten sorgten dafür, dass sie im Prozess nicht als Mitwisser belangt wurden. Hitler ließ von Kahr im Zuge des Röhm-Putsches 1935 umbringen. Paula Schlier überlebte die Nazidiktatur und eine zeitweilige Gestapohaft übrigens in Tirol. Ihr Roman wurde erst 2018 von dem Salzburger Otto-Müller Verlag wiederveröffentlicht.

Zu Lebzeiten bemühte sie sich in den 1950ern und 1970ern vergeblich darum, dass aus dem Kapitel über ihre Zeit als Stenotypistin ein Hörspiel beim Bayerischen Rundfunk wird. Das realisiert der BR nun endlich.

Was sind die Lehren aus dem Hitlerputsch? Mit Blick auf

die vereitelten Umstürze von Reichsbürgern gilt: Geschichte darf nicht in Vergessenheit geraten, damit sie sich auf keinen Fall wiederholt. Demokratie ist kein Selbstzweck und muss jeden Tag gegen ihre Feinde verteidigt werden.

Für Bayern, das nun erneut von dem Naziflugblattverteiler und Winnetou-Freund Hubert Aiwanger und seinen Freien Wählern in einer Koalition mit der CSU regiert wird, brechen unruhige Zeiten an. Eine erstarkte AfD wird die Arbeit im Landtag erschweren. Vor der ersten Sitzung im Landtag wurde dem rechtsextremen AfD-Abgeordneten und ehemaligen Messdiener Daniel Halemba am 8. Oktober die Immunität entzogen, weil ein Haftbefehl gegen ihn vorlag.

Anders als in Berlin können sich Juden in Bayern sicher fühlen, erklärte der bayerische Innenminister Joachim Herrmann vergangenen Samstag im Bayerischen Rundfunk mit Nachdruck. Zuvor hatte eine jüdische Münchnerin erklärt, sie traue sich angesichts der propalästinensischen Demonstrationen seit 7. Oktober nicht mehr auf die Straße. Hubert Aiwanger hatte für den in muslimischen Milieus anzutreffenden Antisemitismus erst kürzlich pauschal die Migration verantwortlich gemacht. Mit dieser Aussage konfrontiert, lobte CSU-Innenminister Herrmann immerhin die differenzierte Rede von Robert Habeck. Auf Aiwangers Aussage ging er dagegen nicht näher ein.

berichtigung

Der Titel „Blast from the past“ war in der letzten Kolumne von Karina Urbach erschreckend aktuell. Die Explosion, die aus der Vergangenheit kommt. Sie beschrieb den Antisemitismus in London, die Angst von jüdischen Londonern, ihren mangelnden Schutz und wie hinter dem Hass eine jüdenfeindliche Lesart der Geschichte steht.



Aki Takase am Flügel Foto: Roland Owsnitzki

Zusammen gegen eine zersplitternde Welt

Improvisation über Gerüche und grenzübergreifende Kollaborationen bei der 60. Ausgabe des Jazzfests Berlin

Von **Maxi Broecking**

Ein Bühnenbild wie ein Gemälde. Zwei schlanke und im Licht eines einzelnen Scheinwerfers schwarz glänzende Flügel schmiegen sich aneinander. Das Bild beschließt den ersten Konzertabend der 60. Edition des Berliner Jazzfests im Haus der Festspiele: Aki Takase und Alexander von Schlippenbach, seit fast 40 Jahren als Duo spielend. Es ist ein berührender Anblick, als beide Hand in Hand die Bühne betreten. Der 85-jährige von Schlippenbach, elegant in schwarz, ist mit den Tasten wie verwoben, als er seine komplexen komponierten Miniaturen spielt. Takase, im langen Kleid, von dem die weißen Blattstrukturen herabzufließen scheinen, verbeugt sich mit ihrer als Requiem bearbeiteten Version von „Ida Lupino“, dem berühmten Song der gerade verstorbenen Carla Bley. Vierhändig beschließen die beiden ihren Auftritt mit stehenden Ovationen des Publikums.

Neben weiteren Verbeugungen des Jazzfests vor den Erneuerern der Improvisierten Musik, wie dem 83-jährigen Schlagzeuger Andrew Cyrille und dem 80-jährigen Posaunisten Conny Bauer, dessen Lebensleistung mit dem Albert-Mangelsdorff-Preis ausgezeichnet wurde, war ein weite-

rer Höhepunkt des Festivals, der sechsten Ausgabe unter Leitung von Nadin Deventer, der Auftritt des 79-jährigen Komponisten, Flötisten und Altsaxofonisten Henry Threadgill. Threadgill gehört zur ersten Generation des Schwarzen Musiker*innen-Kollektivs AACM (Association for the Advancement of Creative Musicians) in Chicago, deren Klangsprache alle nachfolgenden Musiker*innen-Generationen beeinflusst hat. Threadgill

Das Werk zeigte Threadgill als den großen Komponisten, dessen Würdigung längst überfällig war

brachte seine mit Spannung erwartete Auftragskomposition „Simply Existing Surface“ auf die Bühne, die er für die Kollaboration seiner Formation „Zooïd“ mit dem Ensemble Potsa Lotsa XL der Berliner Altsaxofonistin Silke Eberhard entwickelt hatte. Die Suite für 15 Musiker*innen bestand aus einzelnen, variabel verschiebbaren Modulen für einzelne Instrumentengruppen und Solisten.

Threadgill, der selbst Altsaxofon und Flöte spielt, hatte sich zwar im Vorfeld mit Silke Lange

eine Dirigentin gewünscht, um sich auf sein eigenes Spiel konzentrieren zu können, übernahm dann jedoch spontan selbst die Regie und dirigierte von seinem Stuhl aus. In den ersten zehn Minuten noch vorsichtig mit der Komposition umgehend, wurde das Zusammenspiel dann flüssiger. Vor allem in den Soli konnten Silke Eberhard, aber auch der Trompeter Nikolaus Neuser und der Klarinetist Jürgen Kupke eigene Klangmodule bilden, die sich wie einzelne Zellen aus einem Organismus herauslösten und wieder integrierten. Ein hochkomplex angelegtes Werk, das auch mit Klang- und Lautstärkeexperimenten operierte, in dem das Ensemble über die 60 Minuten der Aufführung, die live im Radio übertragen wurde, immer mehr zur Einheit wurde. Das Werk zeigte Threadgill als den großen Komponisten, dessen Würdigung in Europa längst überfällig war.

Neben separaten Reihen innerhalb des Festivals, wie dem Chicago-Schwerpunkt „Sonic Dreams“ mit Mike Reeds „The Separatist Party“ und Ben LaMar Gay am Kornett, Marvin Tate am Mikrofon und dem Elektroniktrio Bitchin Bajas, überzeugte die Programmierung der vier Konzerttage vor allem durch Auftritte junger Musikerinnen, wie der kanadischen Trompeterin Steph Richards, die am Freitag über verschiedene Gerüche improvisierte. Das übersetzte sich zwar nicht im Hören, jedoch wirkte Richards durch ihre hochintensive Spielpraxis dringlich und konzentriert. Ebenso das neue Projekt „matter

100“ der Pianistin Kaja Drakler, das die slowenische Musikerin mit ihrer Band um Sängerin Lena Hessels, Punk-Gitarrist Andy Moor, Schlagzeuger Macio Moretti, Keyboarderin und Electronics-Artist Marta Warelis und dem eine präparierte Drehorgel spielenden Finnen Samo Kutigeprobte hatte.

Die dadaistischen Texte und die teilweise per Vokoder verzerrte Stimme Hessels wurde zur Hommage an Laurie Anderson und Meredith Monk, während der Wechsel zwischen Punkpassagen und den ineinandergreifenden Klängen von Drehorgel, Klavier und Noise-Elementen für großen Spaß sorgte. Im Anschluss zeigte die 23-jährige Tenorsaxofonistin Zoh Amba virtuosos improvisatorisches Können und körperlichen Einsatz.

Mitreisend geriet auch die Aufführung des Red Desert Orchestra unter Leitung der französischen Pianistin Eve Risser, die ein polyrhythmisches Gesamtkunstwerk präsentierte. Herausragend dabei Trompeterin Susana Santos Silva, die auch an den Tagen davor mit Fred Frith zeigte, was abseits des Gewohnten mit der Trompete möglich ist.

Improvisation bleibt eben riskoreich, das macht sie so spannend. Eine Bestätigung waren ausverkaufte Konzerte in Berlin und glückliche Musiker*innen, die sich in den Pausen unter Publikum mischten und den Konzerten der Konkurrenz zuhörten. Ein Miteinander, das innerhalb einer gerade zersplitternden Welt eine kurze Utopie der Hoffnung lebte.

unterm strich

In den Niederlanden änderte der renommierte Prinz Bernhard-Kulturfonds seinen Namen. Das ist wegen der lange verleugneten Nazivergangenheit des niederländischen Prinzen Bernhard (1911-2004), Großvater von König Willem-Alexander, notwendig geworden. Der Fonds heißt nun nur noch Kulturfonds. Anfang Oktober war bekannt geworden, dass Bernhards Mitgliedsausweis für die Nazipartei NSDAP im Königlichen Archiv gefunden worden

war. Prinz Bernhard hatte bis zu seinem Tod 2004 heftig bestritten, dass er der NSDAP angehört hatte. Er hatte sich im Gegenteil stets als oberster Widerstandskämpfer des Landes präsentiert, trotz mehrerer Hinweise auf frühere Nazi-Sympathien. Der Fonds investiert jährlich rund 35 Millionen Euro in Kulturprojekte und vergibt jährlich einen großen Preis. Im vergangenen Jahr war die Anne-Frank-Stiftung in Amsterdam ausgezeichnet worden.

Jahreszeit der Hoffnung

Less perfection, more corazon: die Berliner Peruanerin Sofia Kourtesis und ihr elektronisches Popalbum „Madres“

Von **Stephanie Grimm**

Eigentlich, so erklärte Sofia Kourtesis, sei sie vor allem „frustrierte Filmemache- rin“ – was erstaunt, schließlich ist der Interviewanlass ihr Soloalbum „Madres“: zehn Tracks mit housigem elektronischem Pop, flirrend und atmosphärisch abwechslungsreich. Nach vier EPs gab es für dieses Langstreckendebut reichlich Vorschusslorbeeren: von Party People ebenso wie von jenen, die Kourtesis' Sound unter Kopfhörern wirken lassen. Denn die aus Peru stammende, in Berlin lebende Künstlerin kann mehr als pumpende Beats.

Nicht alles auf dem Album klingt wie „Si Te Portas Bonito“, die Vorabsingle mit balnearischem Vibe. Es gibt sprödere Soundskizzen, die sich peu à peu aufblättern. Im anfangs leicht köchelnden, dann treibenden „El Carmen“ etwa poppt das Straßenleben des gleichnamigen Orts südlich von Lima auf. Dort ist die afroperuanische Community

man dort erst ab 25. Doch Peru, wo man sie durch die queerfeindliche Mangel gedreht hatte, war kein Ort zum Erwachsenwerden. Sie blieb in Deutschland, studierte und landete über Köln und Hamburg schließlich in Berlin.

Am Anfang ihres Musikschaffens stand HipHop. Als Rapperin sei sie jedoch „soooo whack“. Doch sie mochte die Produktionsweise, das Collagenhafte – und nahm diesen Ansatz mit in die elektronische Musik: „Toll ist: Man hat beim Bauen eines Tracks endlose Freiheit. Bevor ich einen Song komponiere, sehe ich ein Bild. Mit Leuten, denen ich begegnet bin, und Orten, an die ich gehe, und Sachen, die ich tue.“ Ihr Motto beim Produzieren: Less perfection, more corazon. Ihr Herz, erklärt sie, schlage immer noch lateinamerikanisch, „mein Motor ist aber eher deutsch“. Zwischen den Welten zu pendeln, versteht sie als Privileg.

Zuletzt verlangte ihr das Leben zwischen Peru und Deutschland allerdings eine



Sofia Kourtesis Foto: Dan Medhurst

zu Hause, Kourtesis liebt den Vibe dieser vielseitigen Community.

Es ist ihr Faible fürs Collagieren, erklärt Kourtesis, über das sich ihre Liebe zum Film in die Musik einschleicht. Auch bei „Estación Esperanza“ sind Felddaufnahmen zu hören, aufgenommen bei einer Demo für LBQTI-Rechte in ihrer Heimat. Die führt die 38-Jährige zusammen mit einem Sample ihrer frühen musikalischen Liebe, dem französischen Superstar Manu Chao. Dessen Album von 2001 hieß „Próxima Estación: Esperanza“, wofür Chao voraussichtlich die Ansage der Madrider U-Bahn gesampelt hatte: „Nächste Station: Hoffnung“. Doch weil Estación nicht nur Station bedeutet, sondern auch Saison, ruft Kourtesis nun die Jahreszeit der Hoffnung aus – auch darauf hoffend, dass Teenagern im katholisch geprägten Lateinamerika heute nicht mehr erleben müssen, was ihr widerfuhr, als sie mit 13 beim Knutschen mit einem Mädchen erwischt wurde – und fortan nicht nur von Mitschüler:innen gemieden, sondern von Autoritäten gegängelt wurde: Lehrern, Psychologen und natürlich vom Pfarrer.

Ihr Tracks erzählen Geschichten, wirken tatsächlich sehr filmisch. Ihr Filmfaible war es auch, das die Künstlerin vor knapp 20 Jahren nach Deutschland führte. Im Gepäck eine Mappe für die Ludwigsburger Filmhochschule. Ein Detail hatte sie jedoch übersehen: Studieren kann

Menge ab. Nach dem Tod ihres Vaters, den sie im elegischen „La Perla“ (2021) verarbeitet, erkrankte ihre Mutter an Krebs – gerade, als Sofia richtig durchstartete. Der Lungenkrebs hatte eine lebensbedrohliche Metastase im Gehirn gebildet, an die sich keiner der Ärzte rantraute. Kourtesis recherchierte, dass es weltweit drei Neurochirurgen gibt, die solch heikle Operationen durchführen. Einer davon: der Berliner Professor Peter Vajkoczy. Auf offiziellem Weg einen Termin zu bekommen, war unmöglich und so postete Kourtesis verzweifelt auf Instagram, dass sie ihm einen Song widmen würde, wenn er ihren Fall anhöre. Tatsächlich meldete Vajkoczy sich zurück und operierte ihre Mutter. Der geht es nun den Umständen entsprechend gut, sogar zusammen verreisen können die beiden. Ins Berghain hat Kourtesis ihren Retter, der sie „ihr freundliches Ufo“ nannte, seither auch schon mitgenommen. Der dem Neurochirurgen gewidmete Track klingt, kaum überraschend, über fiependen Analogsound so federnd wie optimistisch, darüber hallt „Gotta make it“.

Der Albumtitel bezieht sich übrigens nicht nur auf Kourtesis' Mutter. Nicht umsonst steht er im Plural. Er sei „allen gewidmet, die beschützen, was sie lieben“.

Sofia Kourtesis „Madres“ (Ninja Tune/Rough Trade): live 8. 11. Funkhaus Berlin

Anzeige

40. KASSELER DOK FEST
KATALOG ERHÄLTICH UND PROGRAMM ONLINE AB ENDE OKTOBER

WWW.KASSELERDOKFEST.DE

FILMLADEN KASSEL E.V. | GOETHESTR. 31 | 34109 KASSEL
FON: +49 (0)561 707 64-21 | DOKFEST@KASSELERDOKFEST.DE